

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 52 (1969)
Heft: 12

Artikel: "Das letzte grosse Ereignis..."
Autor: Ohnemus, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kleinsten Embrio ein Bauplan, wie Arme, Beine usw., nicht ersichtlich sei, aber ein «Bauplan» doch vorhanden sei. Das ist aber nicht nur beim Menschen so, das ist auch beim Grassamen und anderen Lebewesen so. Auch im Grassamen ist die fertige, hochentwickelte Pflanze, also ihr Bauplan nicht ersichtlich. Der Betreffende schliesst daraus, dass der Mensch etwas Besonderes sein müsse. Das Wort Bauplan führt leicht irre, wenn man nur auf den Menschen schliesst, denn man denkt dann zu leicht an einen Plan, der von irgend einer Seite angefertigt worden ist, was mit der «Einheit des Seins» im Widerspruch des freigeistigen Denkens steht.

Wir Menschen gehören in dieses Sein

und sind ein winziges Tüpfelchen in ihm und von ihm. Das ist sehr wichtig zu erkennen und zu wissen, dann wird auch der menschliche Grössenwahn in die natürlichen Schranken gebracht, den das christliche Dogma in erster Linie verursacht hat mit der christlichen These «Gott schuf den Menschen ihm zu Bilde».

Das «Sein» ist im ewigen Wandel begriffen und wird im ewigen Wandel bleiben. So wird nach Millionen oder Milliarden Jahren auch einmal die hochentwickelte Rose, ein schon jetzt in verschiedenen Sinnesorganen höher als der Mensch entwickelter Adler oder ein Hund, aber auch ein Mensch sich gewandelt haben.

Dr. Heinrich Stäber

Nachwort zur Bischofssynode

Die grosse internationale Bischofssynode der katholischen Kirche in Rom ist zu Ende gegangen. Wenn ihre Debatten und manche ihrer Begleiterscheinungen, so die «Gegensynode» der «rebellischen», d. h. reformfreudigen Priester auch einiges Aufsehen erregt haben, von den schliesslichen Ergebnissen der Synode kann das nicht gesagt werden. Die paar mageren Zugeständnisse der Kirche, die überhaupt noch der nachträglichen Billigung durch den Papst unterliegen, was mit einigen weiteren Abschwächungen verbunden sein kann, an jene Bischöfe, die im Geist des II. Vatikanischen Konzils eine Reform und eine Demokratisierung des kirchlichen Regimes anstrebten, sind kaum des Aufzählens wert. Im Prinzip bleibt alles beim alten, die uneingeschränkte Autorität des Papstes ist nicht erschüttert, von seinen vorhergegangenen Enzykliken und den Theologenkonzilien sind die Liberalisierungsbestrebungen eines Johannes XXIII. und der ersten Anfänge des Konzils fein säuberlich abgebremst worden. Die Dynamik der katholischen Kirche gleicht der viel zitierten Echternacher Sprungprozession: zwei Schritte vorwärts, einen Schritt zurück!

Selbst wenn man von den extremen Formulierungen der reformfreudigen Priester und ihres Gegenpols, gebildet von einem ultrakonservativen klerikofaschistischen Klüngel, absieht, zeigten sich auf der eigentlichen Bischofssynode die verschiedenartigsten

und vielfach einander widersprechenden Meinungen. Papst Paul VI. hörte sich das alles schweigend an und griff selbst nicht in die Debatten ein. Nur einmal sprach er davon, dass die «Barke Petri im Sturm stehe». Mit diesem Alarmruf wollte er wohl die Besatzung der Barke veranlassen, ihren Steuermann nicht durch allzu heftige Kritik an seiner Arbeit zu hindern und ihm nicht die Hände zu binden. Sein Angststuf, der durchaus seinem von seinem Amtsvorgänger als «hamletisch» gekennzeichneten Naturell entspricht, ist in gewissem Mass für die Situation der katholischen Kirche charakteristisch. Der Steuermann aber hält das Steuer des gefährdeten Schiffleins starr fest und scheut davor

zurück, es nach links oder rechts zu stark zu bewegen. Der Erfolg dieser ängstlichen Steuerung geht in erster Linie die Insassen der Barke an, nicht uns.

Die Synode war auf das ausschliessliche Tagungsthema Vatikan und Episkopat abgestimmt, alle anderen Probleme waren tabu. Das erklärt bis zu einem gewissen Grad die Magerkeit der Ergebnisse. Sie bestehen in ersten kleinen Schritten in Richtung einer grösseren Selbständigkeit und einer verstärkten Bedeutung der internationalen Bischofssynode als Dauereinrichtung mit eigenen Rechten. Die Synode wird in Rom künftig ein Generalsekretariat haben, sie bekommt das Vorschlagsrecht für ihre Tagesordnungen, sie soll alle zwei Jahre zusammentreten, die nationalen Bischofskonferenzen erhalten das Recht, auf der Synode Fragen zu stellen, die Bischöfe können sich von Theologen begleiten lassen (sind sie so inkompetent, dass sie das nötig haben?), Papst und Bischöfe sollen in gegenseitigem Informationsaustausch stehen und ihr Wirken «harmonisieren». Kurz, die grossen Fragen der Glaubens- und Morallehre, welche heute in der Welt des Katholizismus Laien wie Priester bewegen, wurden überhaupt nicht erörtert. Die innerkatholischen Auseinandersetzungen werden damit weitergehen, und wir sehen nicht, wie die «Barke Petri» aus den Stürmen herauskommen soll. Es ist ja auch kein Schaden für die Menschheit, wenn dieses Schifflein nicht mehr die ruhige See einfältigen Glaubens und dumpfen Gehorsams befahren kann. Walter Gysling

«Das letzte grosse Ereignis ...»

Der im Jahre 1783 in Grenoble geborene Henry Beyle soll sich aus Bewunderung für den deutschen Altertumsforscher Winckelmann nach dessen Geburtsort Stendhal genannt haben. Wie unzutreffend dies sein muss, beweisen aber die geringschätzigen Bemerkungen, die Stendhal in seinem Buch «Histoire de la Peinture en Italie» (1817) über Winckelmann geäussert hat. Viel wahrscheinlicher ist, dass Beyle das Pseudonym seines Wohlklanges wegen wählte. Frédéric Stendhal war übrigens nur eines seiner etwa 40 (Hermann Kesten spricht sogar von

171!) Pseudonyme, das aber darum Weltgeltung erlangte, weil er seine wichtigsten Werke damit zeichnete.

So sehr Stendhal dem Individualismus huldigte, der in Frankreich sogar zum Begriff «le Beylisme» führte, ist er dennoch Romantiker, ohne allerdings der romantischen Schwärmerei zu verfallen. Das geht besonders aus seiner Studie «Racine et Shakespeare» hervor. In seinen grossen Romanen wiederum, in «Le Rouge et le Noir» (1830), «Le Chartreuse de Parme» (1839) und «Lucien Leuwen» (1826) verkörpern deren Helden allesamt die

Ratio Humana

Für die Schweizer Abonnenten unserer Zeitschrift wird dieser Nummer des «Freidenkers» ein grüner Poststeinzahlungsschein beigelegt, mit welchem das Abonnement für die neue Quartalsschrift «Ratio Humana» der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz bezahlt werden kann. Der Jahrespreis beträgt Fr. 7.—, Einzelnummern Fr. 2.—. Wir hoffen, dass recht viele Leser unseres «Freidenkers» sich entschliessen können, auch die wertvolle «Ratio Humana» zu abonnieren.

Willenskraft und die Jagd nach dem Erfolg. Der Wille galt Stendhal alles, weshalb er Napoleon stets als «Professeur d'énergie» empfand.

In seinem Werk «De l'Amour», das im Jahre 1822 in Paris erschien und in 10 Jahren lediglich 17 Käufer fand, erwies er sich ganz als gelehriger Schüler der Enzyklopädisten, vor allem Helvetius', indem ihm das Sittliche nichts weiter als der Ausdruck des Physischen war. Zum anfänglichen Misserfolg dieses Buches äusserte sich Stendhal später: «Ich schreibe allein für hundert Leser, und zwar für jene unglücklichen, liebenswerten und anziehenden Gemüter, die ein Leben frei von Heuchelei und Vorurteilen führen. Sie, deren ich kaum eines oder zwei kenne, möchte ich ansprechen.» Der vielgereiste Stendhal war ein scharfer Beobachter der gesellschaftlichen Zustände und der Liebling der Pariser Salons, wengleich sich viele von seiner atheistischen und antichristlichen Haltung abgestossen fühlten. Er wurde wenig gelesen, aber um so mehr bewundert. Man erzählte sich von ihm, dass er viel stolzer auf seine Beamtenstellung als auf seine Geltung als Schriftsteller war. Und als ihn die Juliregierung auszeichnete, betonte er ausdrücklich, dass dieser Orden dem Konsul und nicht dem Schriftsteller gelte. Stendhal hielt nicht viel von seiner Schriftstellerei. Er sagte: «Ich war so unverschämt, den eleganten Stil zu verachten.» Tatsächlich pflegte er vor dem Schreiben im «Code civil» zu lesen, um sich dessen trockenen und kalten Stil anzueignen. Als tiefgründiger Psychologe, der sich seiner Zeit weit voraus wusste, verachtete er das Urteil der Gegenwart und behauptete, dass man ihn erst um 1880 verstehen werde, womit er recht behalten sollte. Nietzsche, der stark von der Psychologie Stendhals beeindruckt war, nannte ihn «das letzte grosse Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig den-

kende Ausländer die ersten Ehren geben muss».

Die Gründe, die Stendhal zum Atheisten und Gegner des Christentums machten, gehen eindeutig aus seiner Autobiographie «La Vie de Henry Brulard» hervor, worin er seine Kindheit schilderte. Stendhal hasste seinen Vater, da er ganz mit dem Oedipuskomplex behaftet war und seiner allzu früh verstorbenen Mutter (er verlor sie im Alter von sieben Jahren) mit übertriebener Liebe begegnete. Da er nun seinen verhassten Vater und andere Leute, deren Verderbtheit und Heuchelei er durchschaute, regelmässig die Kirche besuchen sah, musste sich dies zwangsläufig auf seinen christlichen Glauben auswirken, dem er sich früh schon entzog. Das Schlimmste aber war sein Schulmeister, der Abbé Raillane. Stendhal sagte von ihm: «... der Abbé Raillane war im wahren Sinne des Wortes ein schwarzer Halunke. Ich will nicht behaupten, dass er Verbrechen begangen hätte, aber es gab wohl kaum jemanden, der ein gefühlloseres Herz besass, der allem, was ehrenhaft ist, feindseliger gegenüberstand und jeden menschlichen Gefühlsbarer war als er. Er war Priester, gebürtig aus einem Dorf in der Provence, klein, mager, sehr geziert, sein Gesicht war grünlich, sein Blick tückisch und sein Lächeln abscheulich.» Und wieder in bezug auf Abbé Raillane: «Mein Abscheu vor dem Beruf dieses Menschen und vor dem, was er von Berufs wegen lehrte, ging so weit, dass er schon fast an Manie grenzte.»

Stendhals Grossvater mütterlicherseits war ganz anderer Art als sein Vater. «Eines Tages sagte mein Grossvater zum Abbé Raillane: „Aber, Monsieur, warum bringen Sie dem Kind das Ptolemäische Weltsystem bei, wo Sie doch wissen, dass es falsch ist?“ „Monsieur, es erklärt alles, und ausserdem wird es von der Kirche gutgeheissen.“

Mein Grossvater konnte über diese Antwort nicht hinwegkommen und wiederholte sie oft, aber lachend; er regte sich niemals über Dinge auf, die andere angingen; für meine Erziehung war mein Vater verantwortlich, und schätzte er auch dessen Wissen gering, so achtete er seine Vaterrechte doch um so mehr. Doch diese Antwort des Abbés, die mein inniggeliebter Grossvater oftmals wiederholte, machte mich endgültig zu einem erbitterten Religionsfeind und darüber hinaus zum finstersten Geschöpf auf Erden.» Im Jahre 1799 begann Stendhal sein Studium an der Ecole Polytechnique in Paris, um bereits 1800 mit der französischen Armee nach Italien zu ziehen, wo er Dragonerleutnant wurde. Nach nochmaligem Studium in Paris wurde er 1806 Beamter der Militärverwaltung, worauf er in den folgenden Jahren als Kriegskommissar Deutschland und Oesterreich bereiste. Als Generalinspektor machte er 1812 den Feldzug nach Moskau mit. Und diese ereignisreichen Jahre waren es denn auch, die Stendhal zum unbestechlichen Beobachter und Seelenanalytiker machten.

Nach dem Sturze Napoleons, 1814, begab sich Stendhal für sieben Jahre in sein geliebtes Italien, das er zu seiner Wahlheimat machte. Und was er hier bei der italienischen Geistlichkeit beobachtete, konnte ihn nur in seiner antichristlichen Weltanschauung bestärken, die sich nun richtig festigte. War es anfänglich im Alter von zehn Jahren die Lektüre des «Don Quichotte», die ihm, wie er sagte, nach der französischen Revolution den tiefsten Eindruck hinterliess, so waren seine Lieblingsautoren später Montaigne, La Bruyère, La Rochefoucauld, Condillac, Cabanis, Voltaire und ganz besonders Helvetius, den er stark überwertete und für den grössten Philosophen der Franzosen hielt. In «De l'Amour» schrieb er: «Es war dem grössten Philosophen der Franzosen nicht gegönnt, in der Einsamkeit des Hochgebirgs, in irgendwelchem entlegenen Zufluchtsort zu leben und sein Buch von dort auf Paris abzuschleudern, ohne selbst es aufzusuchen. Weil man Helvetius als einen so einfachen, ehrlichen Mann befand, konnten die moschusduftenden gespreizten Suard, Marmontel, Diderot sich nicht vorstellen, dass er ein grosser Philosoph sei. Mit voller Ueberzeugung verachten sie seine tie-

fen Einsichten. Diese waren erstens zu einfach, in Frankreich eine unverzeihliche Sünde, zum zweiten haftete dem Manne, nicht dem Buch, eine Schwäche an: er legte grössten Wert darauf, das zu erringen, was man in Frankreich Ruhm nennt, und wollte unter seinen Zeitgenossen ebenso gefeiert sein wie Balzac, Voiture, Fontenelle.

Rousseau hatte zu viel Empfindlichkeit und zu wenig Vernunft, Buffon machte sich zu wichtig mit seinem Botanischen Garten, Voiture war ein zu grosser Kindskopf, um den Grundgedanken des Helvetius beurteilen zu können.»

Stendhals glücklichste Jahre waren zweifellos die, die er in Italien verbrachte, obgleich er hier schwer unter den Nachstellungen der österreichischen Polizei und dem päpstlichen Spitzelwesen zu leiden hatte. Als er im September 1830 zum französischen Konsul in Triest ernannt wurde, verweigerte ihm Metternich die Anerkennung, da er ihm sein Buch «Rom, Neapel und Florenz» nicht verzeihen konnte. Hierauf wurde Stendhal als Konsul nach Civitavecchia berufen. Das gefiel aber wiederum dem Klerus nicht, dem die Berufung eines Freigeistes zum Konsul in einer Stadt, die auf kirchenstaatlichem Gebiet lag, höchst unangenehm sein musste, weshalb die Zustimmung nur widerwillig erfolgte.

Ende 1841 verliess Stendhal endgültig Italien, in dem er so viele seiner Werke geschrieben hatte, nachdem er bereits 1836 bis 1839 in Paris gewohnt hatte. Im März 1841 hatte er seinen ersten Schlaganfall erlitten, worauf er nach Paris schrieb: «Ich habe das

Nichts gestreift.» Doch bereits am Abend des 22. März 1842 brach Stendhal auf der Strasse in Paris zusammen, um schon in den ersten Stunden des 23. März zu sterben, ohne das Bewusstsein wieder erlangt zu haben.

Der päpstliche Delegat in Civitavecchia beeilte sich, die Nachricht vom Tode des einstigen unangenehmen Konsuls dem Kardinalstaatssekretär als eine gute mitzuteilen, wobei er von der göttlichen Gerechtigkeit sprach, die Stendhal vernichtet habe.

Stendhal war ein ausserordentlich komplizierter Charakter, aber er zeichnete sich durch eine unerhörte Selbstbeobachtung aus, die ihn nicht zuletzt zum grossen Psychologen machte. «Beyle studiert durch Stendhal, dieser Selbstgenuss bedeutet mein Leben», bemerkte er oft. Gleichwohl war er voller Widersprüche.

In einem aber blieb Stendhal unwandelbar: in seinem Atheismus und Antichristentum! Wann immer man versuchte, ihm die Existenz Gottes zu beweisen, entgegnete er stets: «Gott wird nur dadurch entschuldigt, dass er nicht existiert.»

Auf den gewaltigen Einfluss einzugehen, den Stendhal auf die Psychologie und Literatur bis heute ausübt, dürfte sich erübrigen. Und ich glaube dieses kleine Porträt nicht besser abschliessen zu können als mit einem treffenden Wort Heinrich Manns: «Das Vorbild ist der ewig lebendige Mensch und Schriftsteller Stendhal. Er kämpfte siebzehnjährig mit Bonaparte in Italien, und er kämpfte sein Leben lang in allem, was er schrieb, für mehr Aufrichtigkeit, Klarheit, freieres Mänschentum.» Werner Ohnemus

denkertreffen in Rom abhalten werden, zu dem alle der Weltunion angeschlossenen Freidenker herzlich eingeladen sind. Der Informationssekretär, Wolfgang Runge (Deutscher Freidenkerverband), orientierte über die Anknüpfung von Beziehungen zu den Freidenkern Finnlands. Das Datum des nächsten Kongresses der Weltunion, der in Paris stattfinden wird, wurde auf den 2. bis 4. Oktober 1970 festgesetzt. Ausser den rein geschäftlichen Agenden wurden auf Vorschlag des Deutschen Freidenkerverbandes folgende Referatsthemen für diesen Kongress vorgesehen: Sicherung des Weltfriedens, Stellungnahme gegen das Wiederanwachsen der faschistischen Bewegungen, Probleme der Jugend von heute. Doch wurde beschlossen, dass jeder angeschlossene Verband weitere Themen für den Kongress vorschlagen kann, über dessen endgültige Tagesordnung dann das Exekutivkomitee beschliessen wird. Aus einer von dem Kassier der Weltunion vorgelegten Aufstellung geht hervor, dass diese zurzeit über 27 000 Mitglieder zählt. Präsident CoterEAU legte schliesslich nachstehende Resolution dem Internationalen Rat vor, der sie billigte:

Die Weltunion der Freidenker macht darauf aufmerksam, dass fast überall in der Welt die politischen Mächte die Waffen und Militärapparate einsetzen, um den menschlichen Gemeinschaften Ideen, Glaubenssätze und Interessen aufzuzwingen, die ihnen mindestens fremd sind. Sie bekräftigt die dringende Notwendigkeit, die tödliche Gefahr eines Kernwaffenkrieges für die Menschheit zu vermeiden, den Massen das Wachsen dieser Gefahr ins Bewusstsein zu rufen und jeden Einzelnen aufzurufen, zunächst sich selbst jeden Gedanken, jedes Gefühl, jede Tat zu verbieten, welche dazu beitragen könnte, diese Gefahr zu vertiefen, und auch tätig zu sein für die Organisation einer wahrhaft humanen internationalen Gesellschaft. Ausser den Massakern und Verwüstungen, hervorgerufen durch die Ideologien der Gewalt, die die Unterwerfung des Menschen durch andere Menschen zum Ziel haben, ohne dass die mystischen Religionen sie wirklich bekämpft haben, wenn sie nicht sogar diese Ideologien begünstigen, beunruhigt sich die Weltunion darüber, diese Ideologien in den Ländern Boden gewinnen zu sehen, in welche sie

Von der Weltunion der Freidenker

Der Internationale Rat der Weltunion der Freidenker hielt am 1. und 2. November in Düsseldorf eine Tagung ab, die von den Organisationen der Freidenker in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, in Luxemburg, Italien, der Schweiz, Deutschland und Oesterreich beschickt war. Die angelsächsischen Freidenkerverbände hatten keine Delegation entsandt. Die Tagung stand unter der Leitung des Präsidenten der Weltunion, Jean CoterEAU, und brachte zunächst einen etwas pessimistisch gefärbten Bericht des Generalsekretärs Caubel, der bei

dieser Gelegenheit demissionierte, nachdem es offenkundig zwischen ihm und seiner Organisation der französischen Fédération de la Libre Pensée zu Unstimmigkeiten gekommen war. An seiner Stelle wurde, ebenfalls ein Vertreter dieser Föderation, nämlich Baron Vartian, zum Generalsekretär gewählt. Die Berichte der einzelnen Landesverbände lauteten auch nicht übertrieben optimistisch, nur Luxemburg und die Schweiz konnten davon eine erfreuliche Ausnahme machen. Die Italiener teilten mit, dass sie im April oder Mai 1970 ein grosses Frei-